

Laien und Experten: Wie vermittelt man gestalterische Prinzipien?

Interview mit Riklef Rambow

PR: Wir möchten heute gerne über vier Themen mit dir sprechen. Das erste Thema ist dein persönliches Verhältnis zum Begriff der Schönheit von Stadt. Das zweite Thema ist das Schönheitsempfinden von Laien: Was weiß man darüber, welchen Begriff Laien von Schönheit haben? Besonders wichtig erscheint uns dabei das Schönheitsempfinden: ist es kulturell erlernt, oder bedeutet die Beobachtung, dass viele Laien ein sehr ähnliches Schönheitsempfinden haben, dass es da eine gewisse Konstanz gibt? Das nächste Thema wäre deine Einschätzung dazu, inwiefern so etwas wie eine Baukulturbewegung Begriffe von Schönheit durch Sensibilisierung verändern oder entwickeln kann oder sollte – einerseits individuell, andererseits aber auch mit Blick auf das gesellschaftliche Bewusstsein für ästhetische Fragen von Stadt. Last but not least möchten wir dich um Empfehlungen bitten: Was sollten Stadtplaner und Architekten beachten, wenn sie eine schöne Stadt bauen wollen?
Zunächst aber die Einstiegsfrage: Wie hältst du persönlich es mit der Schönheit?

RR: Das sind sehr komplexe Fragen. Die erste Frage ist für mich eigentlich keine gute Einstiegsfrage, weil es keine Rolle spielt, wie ich persönlich es mit der Schönheit halte. In der Architekturausbildung berühre ich das Thema Schönheit an verschiedenen Stellen, allerdings meist, ohne diesen Begriff zu benutzen. Da geht es zuerst um Schönheit bezogen auf das Einzelgebäude und im Weiteren dann um Schönheit in der Stadtplanung. Das muss man differenzieren. In der Forschung kann ich jemanden vor ein Gebäude stellen oder jemandem ein Foto zeigen und dann fragen: Findest du das schön/nicht schön, komplex/nicht komplex etc. Danach kann man fragen, und die Antworten geben einen subjektiven Eindruck wieder, das ist relativ simpel. Wenn man sich aber fragt, wie Menschen zu der Einschätzung kommen, dass eine Stadt schön ist, stellt man fest, dass es sich um eine Art Deckelbegriff handelt für eine über Jahre ausgebildete Vorstellung. Man kann ja nicht einfach jemanden in die Stadt stellen und fragen: Findest du sie schön oder nicht? Man kann nicht jemanden in diese Straße, in der wir gerade sitzen, stellen und fragen: Findest du Friedrichshain schön? Denn dann stellt sich sofort die Frage, was überhaupt gemeint ist. Es gibt entweder ein Bild, das sich durch persönliche Eindrücke über Monate oder Jahre der eigenen Stadtnutzung hinweg gebildet hat, oder nur ein Image, das z. B. aus der Tourismuswerbung gewonnen wurde. Die Schönheit von Städten zu beurteilen, ist wahrnehmungspsychologisch ein viel komplexerer Prozess als die Bewertung von Einzelgebäuden.

Für mich, der ich mich lange und intensiv mit den Wahrnehmungsdifferenzen von Architekten und Laien beschäftigt habe, ist Schönheit vor allem deswegen interessant, weil die Fachleute – die Architekten – ein total gebrochenes Verhältnis zu dem Konzept haben. Vor einigen Monaten wurde im Deutschen Architektenblatt über eine unsystematische Befragung berichtet, in der sich 20 oder 30 Architekten dazu äußerten, was Schönheit für sie be-

deutet. Ich habe es nicht ausgezählt, aber etwa zwei Drittel äußerten sinngemäß, das sei für sie irrelevant, habe mit Architektur nichts zu tun und solle auch nichts damit zu tun haben. Architektur solle nicht schön sein, sondern unterliege ganz anderen Qualitätskriterien. Da zeichnet sich also eine Kluft ab, denn ich denke, dass umgekehrt – ohne dass ich dazu aktuelle empirische Daten hätte – die meisten Laien die gebaute Umwelt sehr wohl anhand der Kategorie Schönheit bewerten. Nicht nur mit dieser Kategorie natürlich, aber sie ist eine relevante Kategorie, die spontan und ohne bewusste Reflexion wahrnehmungswirksam ist. Es stellt sich also die Frage, wie es kommt, dass die Fachleute mit dem Begriff solche Probleme haben. Es gibt verschiedene mögliche Begründungszusammenhänge. Einer lautet, Schönheit sei so subjektiv, dass man damit nicht arbeiten könne; sie liegt bekanntlich allein im Auge des Betrachters. Was kann nun die psychologische Forschung dazu sagen, wie wir zu der Einschätzung kommen, ob etwas schön ist oder nicht: Ist das angeboren, wird es kulturell erzeugt, oder ist es eine Mischung aus Anlage und Umwelt? Und wenn ja, wieviel Prozent sind angeboren, welcher Teil ist erlernt? Ich denke, dass die Verhältnisse zwar von Fall zu Fall variieren, aber der Großteil unserer Schönheitswahrnehmung ist sicherlich kulturell bedingt. Dabei mag es bestimmte Konstanten geben. Man kennt zum Beispiel Untersuchungen zur Schönheitswahrnehmung von Gesichtern, in denen bestimmte Proportionen von den meisten Betrachtern als besonders schön eingestuft werden. Möglicherweise lässt sich das evolutionstheoretisch erklären. Aber ich finde es – für unsere Diskussion – relativ unergiebig zu sagen, 43 Prozent seien durch die Reizkonstellation vorgegeben und der Rest sei kulturell erzeugt. Die entscheidende Frage ist eher: Deuten wir den Befund, dass etwas kulturell bedingt ist, so, dass es Einheitlichkeit oder Übereinstimmungen gibt, oder folgt daraus, dass Schönheitsurteile weitgehend willkürlich sind? Letzteres ist empirisch nicht zu belegen und theoretisch auch nicht einleuchtend. Es gibt bestimmte Konsensbildungen, was Schönheit betrifft, und bestimmte Dinge, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Gesellschaft als eher schön empfunden werden. Dass neben langfristigen Entwicklungen auch kurzlebige Moden Einfluss auf diesen Urteilsprozess nehmen, macht die Sache zwar komplizierter, ist aber nicht entscheidend, denn man muss trotzdem darauf Rücksicht nehmen. Mit anderen Worten: Das Schönheitsurteil ist zwar weitgehend subjektiv, aber gleichwohl nicht willkürlich, sondern sozial geprägt. Und der entscheidende Punkt ist: im Wesentlichen gilt das genauso auch für alle anderen, nur scheinbar objektiveren Qualitäten von Architektur, z.B. Nutzungsansprüche oder Grundrissqualitäten.

Die Situation ist also die, dass man auf der einen Seite die Fachleute hat, die Entscheidungen über das Erscheinungsbild gebauter Umwelt – sei es nun Architektur oder Stadt – auf anderer Grundlage treffen als auf der, etwas solle schön sein. Gleichzeitig hat man auf der anderen Seite eine heterogene Bevölkerung, die mehr oder weniger explizit wünscht, etwas solle schön gestaltet werden. Das ist ein Problem, das verhandelt werden muss, und diese Verhandlungen sind häufig geprägt von Konflikten und Unverständnis. Das Grundverständnis auf Seiten der Fachleute, Schönheitsbedürfnisse als irrelevant abzulehnen, wird schnell als typisch arrogantes Expertenverhalten empfunden. Sprich – dies schon einmal als kleiner Vorgriff auf die Empfehlungen: Planer tun sich meines Erachtens auf lange Sicht keinen Gefallen damit, wenn sie die Schönheitsvorstellungen von Laien diskreditieren oder sich gar darüber lustig machen.



Abb. 1: Blick auf die kontrovers diskutierte „Neue Frankfurter Altstadt“ (Foto: Daviidos)

Man kann das vielleicht an Beispielen verdeutlichen. In Frankfurt/Main wurde die neue Altstadt eröffnet. Dabei wurde natürlich über alle möglichen Aspekte gestritten, unter anderem auch über Schönheit. Wenn man die Diskussion im Feuilleton oder in den Fachforen verfolgt, kann man feststellen: Immer, wenn es um das Schönheitsempfinden geht, wenn sich also Bürger vor ein schöpferisch nachgebildetes Gebäude stellen und das schön finden, ist die Neigung der Experten groß, dieses Urteil zu dekonstruieren, z.B. als naiv oder verblendet zu charakterisieren. Ganz aktuell gab es eine Meldung im BauNetz, die das illustriert. In der „Neuen Altstadt“ gibt es ja eine recht komplexe Gemengelage aus Rekonstruktionen, sogenannten schöpferischen Nachbauten und Gebäuden, welche die vorgegebene Kubatur relativ frei interpretieren. Das Gebäude der Baseler Architekten Morger und Partner, das am strengsten reduziert ist auf die strukturellen Merkmale und sich somit deutlich sichtbar gegen den konventionellen Nachbau abgrenzt, ist nicht überraschend der Bau, der von vielen Experten am positivsten eingeschätzt wird. Und zugleich ist es das Gebäude, das von vielen Bürgern als Fremdkörper eingeschätzt und nicht wirklich verstanden wird. Da spürt man den Konflikt. Wenn man sich die Argumentation genauer anschaut, hat man die Experten-Laien-Kluft in exemplarischer Klarheit, weil es nicht darum geht, ob das Gebäude nun schöner oder angenehmer ist,

sondern es geht auf einer viel abstrakteren Ebene darum, dass dort bestimmte als zeitgemäß definierte Gestaltungsmerkmale – wie z. B. bündige Fenster – gegen die strengen Vorgaben durchgesetzt werden konnten und damit das Ziel der Rekonstruktion quasi unterlaufen werden konnte. Man ahnt als Experte, dass man damit viele Laien ein wenig vor den Kopf stößt. Das wird aber als moralisch vertretbar oder sogar wünschenswert gesehen, weil der als naiv empfundene Wunsch vieler Bürger nach dem Gewohnten dadurch irritiert wird. Dieser Irritation kann dann eine kritische oder aufklärende Wirkung zugeschrieben werden.

Ich selbst bin überhaupt kein Verfechter der Rekonstruktion, würde im Falle der „Neuen Altstadt Frankfurt“ aber gleichwohl für eine differenzierende Sichtweise plädieren und vor allem für eine respektvolle Auseinandersetzung mit der Laienperspektive. Auf Ebene der Parzellierung und der Stadträume hört man durchaus auch von Fachleuten öfters, dass die Situation nun angenehmer ist als vorher, dass Platz- und Raumbildungen entstanden sind, die vom Maßstab her angemessener, vielseitiger und spannungsvoller sind. Soweit kann man es gerade noch zugestehen, und dann schaut man hoch und sagt: Aber es hätte doch keine Spolien gebraucht oder keine Butzenfenster. Stimmt auch, hätte es nicht gebraucht. Es ist aber auch keine Katastrophe. Ich kann mir da nur beidseitig einen etwas unverkrampfteren Umgang wünschen. Nicht alles, was neu entsteht, muss m. E. den hohen ideologischen Ansprüchen entsprechen, dass es „ehrlich“, „zeitgemäß“ und „authentisch“ ist und welche Begriffe in diesem Zusammenhang noch fallen. Es ist schon interessant, wie viele Planer und Architekten Probleme mit dem Gedanken haben, dass es vielleicht auch positiv ist, wenn die Menschen – Touristen, aber auch Einheimische – durch das Gebiet laufen und sagen, wie schön es ist. Stattdessen gibt es dieses Misstrauen: Die Menschen finden es zwar schön, aber es ist nicht gut; die Leute finden es nur schön, weil sie verblendet sind, denn eigentlich müssten sie doch die Brüche in unserer Geschichte noch spüren und erkennen und diskutieren... Sprich: Leute, die einfach irgendwo durchgehen und etwas schön finden, sind eigentlich eher ein Problem. Das heißt, die Eingangsfrage, was eine Baukulturbewegung leisten könnte, um die Bevölkerung stärker für Schönheit zu sensibilisieren und eine differenziertere Wahrnehmung zu erzeugen, könnte man etwas überspitzt sogar umdrehen und fragen: Wie bekommen wir es hin, dass die Experten wieder akzeptieren, dass Schönheit ein legitimes Bedürfnis ist? Wie kriegen wir es hin, dass die Architekten, die wir ausbilden, hinterher in der Lage sind, sich vor ein eigentlich wohlgestaltetes und gut proportioniertes Gebäude zu stellen und das auch wertzuschätzen? Wie können wir vermeiden, dass sie fordern, es brauche ästhetische Brüche, um die Leute zum Nachdenken zu bringen? Das ist ein unterschwelliger Zielkonflikt bei der Frage, was Architektur und Stadtplanung eigentlich leisten sollen. Mir scheint, dass die Ebene der unmittelbaren Wahrnehmung in der professionellen Debatte unterschätzt wird, weil man davon ausgeht, dass letztlich die Zuschreibung von Schönheit immer nur um den Preis des Ausblendens der eigentlich hässlichen Realität erfolgen kann. Wenn ein Gebäude einfach nur schön ist, dann muss damit etwas faul sein.

PR: Gibt es denn Beispiele für Projekte, bei denen sowohl Laien als auch Experten sich einig sind, dass das schön ist, oder werden Experten immer sofort misstrauisch, sobald irgendwer etwas schön findet?



Abb. 2: Ansicht der Elbphilharmonie (Foto: Burkhard Mücke)

RR: Mein Eindruck ist, dass viele Experten tendenziell skeptisch sind, wenn etwas in der breiten Bevölkerung als schön empfunden wird. Aber natürlich gibt es Objekte, bei denen die Wahrnehmungen teilweise konvergieren. Die Elbphilharmonie ist so ein Beispiel. Viele Fachleute sagen, so wie sie jetzt dasteht, ist sie eigentlich sehr gut geraten, und die Laien gucken auch und sagen: Wow! Die Bewertungsgrundlage ist aber letztlich unterschiedlich. Die meisten Experten würden, wenn man sie fragt, was gut ist an der Elbphilharmonie, den Begriff der Schönheit eher umgehen und darüber sprechen, dass sie als Landmark gut funktioniert, sich einpasst, einen Hochpunkt markiert, mit dem Bestand interessante Kontraste bildet oder ähnliches. Im Effekt können sich alle am Gebäude erfreuen, aber aus verschiedenen Gründen (ich persönlich war allerdings nicht gerade begeistert).

Jetzt könnten wir ja noch einmal auf die Stadt zu sprechen kommen. Der Fall Frankfurt könnte ein Beispiel für Stadtplanung sein, ist es aber nicht wirklich. Man spricht über die neue Altstadt und tut so, als wäre da wirklich ein neues Stück Stadt entstanden. Rechtlich ist sie aber als ein einziges Gebäude konzipiert, und ich glaube, psychologisch funktioniert sie auch fast wie ein Gebäude. Es handelt sich um ein sehr kleines Gebiet. In der Fachdiskussion klingt es fast so, als sei Frankfurt jetzt eine einzige Rekonstruktion, faktisch braucht man nur 500 Meter weiter zu gehen und findet eine Stadt, die auf der hundertfachen Fläche in einem Tempo „zeitgenössisch“ umgepflügt wird, dass es einem die Sprache verschlägt. Interessant wäre es zu diskutieren, inwiefern dieses kleine Stück rekonstruierte Altstadt jetzt das Gesamtbild von Frankfurt bei den Frankfurtern und den Touristen beeinflusst und dazu verleitet zu sagen: Frankfurt ist eine schöne Stadt. Das ist eine spannende Frage und lenkt uns dahin, welche Ebene von Stadt eigentlich wahrnehmungsleitend ist. Man könnte das anhand von Kevin Lynchs „Image of the City“ beantworten, da ging es ja auch darum, wie eigentlich das Bild von Stadt im Sinne einer stabilen mentalen Re-

präsentation entsteht. Lynch ging damals davon aus, dass die meisten Leute Stadt aus dem Auto heraus wahrnehmen, das muss man berücksichtigen, wenn man heute mit seiner Theorie arbeitet. Er hat den Prozess beschrieben, wie das Konglomerat von Straßen und Häusern überhaupt eine Repräsentation im Kopf bildet; im zweiten Schritt ist zu prüfen, welche Elemente dazu führen, dass man sagt: Das ist eine einprägsame und letztlich schöne Stadt, während man bei anderen zu dem Urteil kommt: Das ist nicht weiter beachtenswert. Der Frage kann man im Selbstexperiment auch einmal nachgehen: wenn man selbst an eine bestimmte Stadt denkt, was kommt dann eigentlich zuerst: die Gebäude, ein zentraler Platz, die Situation im Café mit Blick auf das Meer... Jeder dieser Aspekte, wie man die Stadt nutzt, kann dazu führen, dass man die Stadt unter dem Strich schön findet oder nicht. Niemand wird ein arithmetisches Mittel über alle Stadtviertel hinweg bilden und über Berlin sagen: Friedrichshain ist nett, und das Schloss gefällt mir auch, aber Marzahn ist nicht so nett gewesen, deshalb komme ich im Gesamtergebnis auf einen Wert von 3,7.

Auf der Ebene von Stadtwahrnehmung werden die Unterschiede – je nachdem, wen man befragt – also viel deutlicher sein als beim Einzelgebäude, weil unsere Erfahrungen nutzungsbedingt viel heterogener sind. Wenn man auf eine touristische Umgangsweise mit Stadt abzielt, werden touristische Highlights am stärksten zu der Einschätzung beitragen. Entsprechend kann es sein, dass eine Maßnahme wie die Frankfurter „Neue Altstadt“ auf mittlere Sicht auf die Außenwahrnehmung erheblichen Einfluss hat und die Bilder, die Menschen mit nach Hause nehmen, ganz erheblich prägt. Aber auch topographische Voraussetzungen spielen eine Rolle. Gibt es z. B. einen Fluss durch die Stadt? Ich selbst finde etwa Städte, die hügeliger sind, netter als ganz flache, und ein Fluss ist ganz wichtig. Die Bebauungsstruktur allein kann das kaum ausgleichen.

Eine ganz andere Frage ist die, ob die Schönheit einer Stadt zum Beispiel bei der Auswahl des Wohnorts eine Rolle spielt. Denn wie bei allen bislang genannten Beispielen ist Schönheit ja immer nur ein Kriterium unter vielen. Je nach persönlicher Disposition und Möglichkeit wird man anderen Aspekten deutlich mehr Gewicht zumessen. Die meisten Leute würden vermutlich beipflichten, dass Schönheit nicht das Wichtigste ist bei der Wahl des Wohnorts, sondern eher eine Art Luxusaspekt darstellt: zunächst müssen die Grundvoraussetzungen erfüllt sein wie Verkehrsanbindung, Bezahlbarkeit usw., und wenn es dann auch noch gut aussieht, umso besser. Aber ansonsten lassen sich Schönheitsbedürfnisse besser im Urlaub befriedigen, und man braucht sie nicht unbedingt jeden Tag.

PR: Inwiefern ist die Frage der Notwendigkeit von Brüchen eine Folge von deutscher Geschichte, ein deutscher Diskurs?

RR: Die Forderung, dass Stadt ihre Narben nicht verdecken sollte, hat ohne Zweifel viel mit der deutschen Geschichte zu tun und hat bei uns mit gutem Grund ein stärkeres Gewicht in der Diskussion als andernorts. In Frankreich oder Italien z.B. müsste man einige Punkte des bislang Gesagten sicher ganz anders diskutieren.

PR: Ein zweiter Aspekt: die Frage nach der zeitgenössischen Angemessenheit, der Ehrlichkeit usw. Das erinnert mich an Jürgen Sawade, der einmal gesagt hat: Für

mich ist Reduzierung nicht gut, für mich ist Reduzierung alles. Das bringt es sehr gut auf den Punkt, weil man merkt, in welcher Zuspitzung sich das ideologisiert. Da würde ich gerne nochmal umgekehrt fragen: Wenn das vielleicht auch ein Distinktionsmerkmal ist, durch das sich ein Experte von einem Laien absetzen möchte, ist dann nicht das Gegenteil von Reduktion die über kulturelle Eigenheiten hinwegreichende Konstante, dass alles, was irgendwie verspielt ist, von Laien tendenziell als schöner empfunden wird? Wir sind hier in Friedrichshain, und es ist doch kein Zufall, dass Laien mit der Stalinallee mehr anfangen können als mit anderen Nachkriegsbauten.

RR: Das ist sicher so. Dazu gibt es auch ein wenig Forschung. Ich versuche mal zusammenzufassen. Es gibt einerseits aus der empirischen Ästhetik den Befund, dass Fassadenbilder von Laien als schöner empfunden werden, wenn sie eine mittlere Komplexität aufweisen, während Architekten entweder eine sehr hohe oder sehr niedrige Komplexität bevorzugen. Ein Beispiel für sehr hohe Komplexität wäre eine dekonstruktivistische Fassade, also eine, bei der es wenig erkennbare Regelmäßigkeiten gibt, für niedrige ein stark reduzierter Schweizer Sichtbetonbau. In der Mitte liegt dann eine Gründerzeitfassade mit mäßigem Ausmaß von Ornamentierung oder auch eine moderne Fassade mit einer gewissen Tiefe. Es gibt aber auch hier Überschneidungen. Es ist nicht so, dass es nicht möglich wäre, mit modernen Mitteln den Bedürfnissen von Laien entgegenzukommen. Schönheitswahrnehmung bei den Experten ist das Resultat einer langjährigen bewussten Auseinandersetzung mit den Objekten der Wahrnehmung, bei den Laien hingegen die viel weniger intensive und bewusste Auseinandersetzung.

Bei Architektur ist es nicht anders als bei Mode oder bildender Kunst. Als Laie suche ich nach Wahrnehmungssituationen oder nach ästhetischen Anordnungen, die nah an dem sind, was ich gewohnt bin, und das Gewohnte nur moderat variieren. Wenn es exakt dem Durchschnitt entspricht, ist es langweilig, aber wenn es sich etwas vom Gewohnten unterscheidet und die erkennbaren Reize ein bisschen anders sind als das, was ich normalerweise wahrnehme, finde ich das angenehm. Wenn es hingegen zu stark davon abweicht, erzeugt es Stress, weil ich es nicht einordnen kann. Als Experte bin ich ja während der Ausbildung konsequent darauf trainiert worden, etwas anders zu machen, dem Durchschnitt möglichst weit voraus zu sein. In meiner Vorlesung beschreibe ich das immer so, dass die Architekten von heute aus gesehen mindestens 20 Jahre in der Zukunft leben, weil sie ständig über die Fachmedien Entwürfe gezeigt bekommen, die noch gar nicht realisiert sind. Wenn z.B. über das Baunetz eine Meldung kommt über ein Großprojekt von Gerkan Marg und Partner in China, dann ist die Reaktion vieler Architekten: Schon wieder so ein Ding, die machen doch überall das Gleiche. Oder ein Opernhaus von Zaha Hadid – wirklich ein Wahnsinnsgerät; die allermeisten Leute, die hier herumlaufen, haben noch nie physisch ein solches Gebäude gesehen, bestenfalls über die Medien, aber auch über die Medien lange nicht in der Intensität, wie es der Experte quasi täglich präsentiert bekommt. Das heißt, für den Laien gäbe es möglicherweise den totalen Wow-Effekt. Bei Experten gibt es aber diese Abgeklärtheit, dass man sagt, über Architizer kriege ich jeden Tag zehn solche Dinger und sortiere die sofort aus. Das sind zu 80 Prozent nicht realisierte Gebäude und zu 70 Prozent Gebäude, die irgendwo in anderen Erdteilen stehen. Wir wissen genau, was gerade in Dubai, China und Südamerika läuft oder hören von irgend-



Abb. 3: Brutalistisches Brückenbauwerk in Singapur (Foto: Uwe Altröck)



Abb. 4: Kongresszentrum der Youth Olympics von Zaha Hadid in Nanjing (Foto: Uwe Altröck)

welchen heißen neuen Entwicklungen aus Kroatien oder Island. Alle diese Bilder tragen bei den Experten zur „image bank“, zum Bildspeicher bei, über den quasi ein Durchschnitt gebildet wird, von dem man dann abstrahiert, um zu sagen: Das ist ein interessantes neues Statement, das sich in diesen Kontext einordnet etc. Wenn man versucht zu rekonstruieren, was der „normale Bürger“ – und ich denke jetzt nicht an die international durch die Gegend fliegenden Berliner Studierenden, sondern nehmen wir ein 50-jähriges Ehepaar aus Schwäbisch Hall – im Alltag an Architektur sieht, und wenn man sich dann vorstellt, dass er auf dieser Grundlage ästhetische Entscheidungen trifft, dann liegen da schon echte Welten dazwischen. Meine eigenen empirischen Untersuchungen liegen nun selbst schon 20 Jahre zurück; damals wurden Laien postmoderne Gebäude aus den 1980er Jahren vorgelegt und sie fanden sie „irre“ und „experimentell“ und „Avantgarde“ usw., während die Architekten natürlich schon längst darüber hinweg waren. Vor zehn Jahren haben wir eine weitere empirische Untersuchung gemacht und das Paul-Löbe-Haus und die ARD-Hauptstadtstudios beurteilen lassen bezogen auf das Thema Sichtbeton. Wir haben normale Passanten gebeten, die Gebäude zu beschreiben, und da sagten viele: avantgardistisch, hypermodern, große Glasflächen usw. Für Experten sind das zwar interessante Gebäude, aber keineswegs sind sie besonders avantgardistisch, sondern entsprechen eher dem Mainstream der „Nuller Jahre“. Die Wahrnehmung ist also schon extrem unterschiedlich, und wenn man sich den beschriebenen Hintergrund anschaut, dann wird klar, dass es kaum anders sein kann. Das ist der eine Punkt. Der andere betrifft die Detailbildung, Verzierungen, Ornamente usw. Natürlich haben viele Laien ein Bedürfnis nach Verzierung oder nach mehr Gestaltung von Oberflächen, nach einer Kleinteiligkeit, nach Dekor im weitesten Sinne, und natürlich ist Dekor oder Dekoration für Experten überhaupt kein schöner Begriff.

Ich denke, das sind immer noch Nachwirkungen der modernistischen Ideologie. In dem Zusammenhang finde ich „Ornament und Verbrechen“ von Adolf Loos interessant, einen Schlüsseltext der Moderne, den ich sehr mag und der bis heute mehr oder weniger explizit auch in vielen Architektenköpfen präsent ist. Der Text beginnt so, dass er das Ornament mit Tätowierung vergleicht und sagt, Tätowierungen seien der Inbegriff des Wilden, Unkultivierten und folglich abzulehnen. Heute würde man das natürlich nicht mehr so sagen, aber Loos argumentiert, nur der Wilde tätowiere sich den ganzen Körper, und genau das gleiche passiere an der Wiener Ringstraße; die Häuser würden dort mit irgendwelchem Zeug behangen, das sei primitiv, rückständig und gehöre in den Busch. Das ist im Kern die Kulturtheorie von Adolf Loos. Wenn man sie auf heute überträgt, wo Teile der kulturellen Avantgarde bis zur Nase tätowiert sind und wo man nicht mehr so leichtfertig zwischen dem „Primitiven“ und dem „Zivilisierten“ unterscheidet, muss man sich fragen: Was bedeutet das eigentlich bezogen auf die Architektur? Ich will nicht sagen, dass die modernistische Ideologie gescheitert ist, aber sie muss auf jeden Fall ständig hinterfragt und neu verhandelt werden. Das Ornament oder das Ornamentale hatten ja zwischenzeitlich durchaus auch ein gewisses Revival in der Architektur, z. B. in Zusammenhang mit parametrischen Entwicklungen, aber es ist ganz klar: als ernstzunehmender Architekt muss ich, wenn ich akzeptiere, dass es eine Art Bedürfnis nach Schmuck, Verzierung, nach nicht-funktional begründbarer Gestaltung gibt, andere Wege finden als „historisches Geklöppel“. Eine Variante sind dann z. B. komplexe parametrisch erzeugte Muster

oder Verschlingungen usw. usf., das geht dann wieder und ist unter Umständen sogar erfolgreich insofern, als dass es in geglückten Fällen sowohl Laien als auch Architekten anspricht – häufig aber auch nicht.

Ein anderer Befund, den ich wichtig finde und auch immer in der Vorlesung benutze, ist der, dass, wenn über Architektur gesprochen wird, die Einschätzung schön/nicht schön in der Regel relativ spontan getroffen wird. Laien gucken sich etwas an und bilden sich ein Urteil – Experten im Übrigen auch, aber sie sind sich dessen oft nicht bewusst bzw. sind viel geübter darin, dieses Urteil post hoc zu rationalisieren. Diese Urteilsbildung ist dann auch nur sehr schwer von außen zu verändern. Sie ist hoch reaktanzanfällig. Jemandem, der etwas schön findet, zu sagen, das ist aus diesem und jenem Grund nicht schön, z. B. weil es nicht authentisch ist oder Ähnliches, führt fast nie zum Erfolg, weil das visuelle Evidenzerleben so stark ist. Ich sehe, was ich sehe, und möchte mir nicht von irgendwem erzählen lassen, dass ich was Falsches sehe. Reaktanz ist ein sozialpsychologisches Konzept, das bedeutet: Wenn ich eine Entscheidungsmöglichkeit genommen bekomme und mich in meiner Freiheit eingeschränkt fühle, z. B. durch ein Expertenurteil, dann gewinnt die mir vorenthaltene Alternative an Wert; umgangssprachlich würde man von einer „Trotzreaktion“ sprechen. Daher empfehle ich große Vorsicht und würde dazu raten, die Bewertung eines Gebäudes anzureichern durch zusätzliche Informationen; man sollte über Nutzungsmöglichkeiten, über Einbindung und Kontext sprechen. Auf die Art und Weise kann es schon gelingen, die Wahrnehmung zu verändern, so dass ich z. B. sage: OK, ich habe begriffen, warum die Dachkante in diesem Fall nicht anschließt an die Nachbarbebauung. Aber das muss aus der Person selbst kommen, aus der Einsicht, dass irgendetwas, das vorher als ästhetisch uneinleuchtend wahrgenommen wurde, jetzt plötzlich Sinn macht – weil ich sehe, dort ist ein zusätzliches Geschoss eingeführt, da kann man auf der Terrasse sitzen, dadurch wird Energie eingespart, weil die Sonne immer aus einer Richtung kommt etc. Dann kann es schon sein, dass man hinterher draufguckt und sagt: Erst dachte ich, es wäre ein öder grauer Kasten, aber jetzt finde ich es eigentlich sehr raffiniert. Das ist natürlich mühsamer, und man braucht gute Argumente. Über Ästhetik zu streiten und den Leuten erklären zu wollen, dass sie Dinge schön finden, die das nicht sind, führt fast immer dazu, dass sie sagen: Ist mir doch egal, lass mich in Ruhe.

Vieles von dem, was ich bisher gesagt habe, mag eventuell so klingen, als plädierte ich für eine „Wohlfühlarchitektur“, im Sinne des „Give the people what they want“. So ist es aber nicht gemeint. Ich glaube durchaus, dass die Aufgabe der Architektur darin besteht, den Raum des Möglichen ständig zu erweitern und unsere ästhetischen Sensibilitäten herauszufordern. Was ich kritisiere, sind eher die Fälle, wo die Provokation zum Klischee wird und – explizit oder implizit – nur noch die Bedürfnisse der eigenen Clique bedient werden. Es gibt schon öfters Situationen, wo ich den Eindruck habe, dass die Architekten ihrerseits auf recht einfache Schlüsselreize reagieren wie Reduktion und Roughness etc. Es ist ja eine seit langem bekannte Paradoxie, dass an den Hochschulen der Mythos tradiert wird, dass die besten Architekten diejenigen sind, die sich gegen die Ansprüche der Bauherren und der gesamten ignoranten Außenwelt haben trickreich und konsequent durchsetzen können. Überspitzt gesagt: Die Ablehnung durch die Laien ist gleichermaßen eine Bedingung des Erfolgs und ein viel beklagter Missstand.

PR: Das ist interessant. Viele Architekten behaupten doch, sie seien die einzigen, die alle Bedürfnisse ans Bauen integrieren. Gleichzeitig halten sie es aber nicht für legitim, dass es im Alltagsgebrauch bestimmte Rezeptionsansprüche von landläufigen Besuchern einer Stadt gibt, in der das Haus entsteht. Das heißt ja nicht, dass man denen alles gibt, was sie wollen, aber das ist doch ein Aspekt, den man auch als legitim einbeziehen müsste.

RR: Manchmal schockiert mich das auch bei studentischen Entwürfen, wie wenig Nutzerbedürfnisse da eine Rolle spielen bzw. wie stark sie für die eigenen Bedürfnisse deformiert werden. Das ist natürlich teilweise auch trendabhängig. Aktuell wird ja der sogenannte Brutalismus der 1960er Jahre wieder sehr geschätzt oder auch strukturalistische Ansätze und Megastrukturen. Da kann es schon mal wieder heißen: warum nicht auch die Wohnmaschine wieder, nur dreimal so hoch wie bei Le Corbusier? Manche Studierenden bauen riesige Modelle, sehr repetitiv und zum Teil unter Inkaufnahme von Konsequenzen, die, zu Ende gedacht, äußerst fragwürdig wären. Da entstehen Räume ohne Tageslicht, endlose Korridore mit irgendwelchen Kämmerchen, strukturell durchgemert und ohne menschlichen Maßstab. Nichts gegen utopische oder visionäre Entwürfe, aber ich denke doch, eine gewisse Bereitschaft, aus den gescheiterten Visionen zu lernen, an denen die Geschichte von Architektur und Stadtplanung ja nicht eben arm ist, sollte man weiterhin pflegen. Ich finde es erstaunlich, wie schwierig es ist, über diese Fragen innerhalb der Disziplin zu reden. Wenn man Qualitäten wie Härte, Abstraktion, Konsequenz oder Strenge in Frage stellt, läuft man schnell Gefahr, als Gesprächspartner nicht mehr ernst genommen zu werden.

PR: Ist das ein Verständnis von Architektur als Kunstwerk?

RR: Ja, als Kunstwerk, aber in dem spezifisch architektonischen Sinne des Changierens zwischen Kunst und Social Engineering: Der Architekt erfindet alles neu, das Leben, die Gesellschaft etc. Die Arbeitswelt verändert sich durch die Digitalisierung, Wohnen muss völlig neu gedacht werden usw. usf. Und weil das gewaltige Probleme sind, dürfen natürlich auch die Lösungsvorschläge nicht zimperlich vorgehen. Daraus folgt, dass Architektur utopisch zu sein hat, aber ohne dass man immer genau wüsste, ob die Utopie als solche gemeint ist und woran man sie eigentlich messen könnte. Das kann zu einer gewissen Verantwortungslosigkeit führen. Wie gesagt, ich möchte das keineswegs generalisieren; aber die Tendenz zu einer Form der totalitären Selbstüberschätzung gehört meines Erachtens zur Tradition der Disziplin und zwar unabhängig von der jeweiligen stilistischen Präferenz oder der Frage Modernismus/Konservatismus.

Die gegenwärtige Lust auf provozierende großmaßstäbliche Ansätze mag aber durchaus auch eine Reaktion darauf sein, dass alle großen Neubauvorhaben vom Typ Europaviertel Berlin, Frankfurt oder Stuttgart nicht besonders spannend sind. In Frankfurt, um noch einmal darauf zurückzukommen, ist ja auffällig, dass es einerseits diese aufgeladene Diskussion gibt um die neue Altstadt, und anderthalb Kilometer entfernt davon entsteht ein Gebiet von der 20fachen Größe, wo strikt „modern“ gebaut wird, aber niemand empfindet das in irgendeiner Art und Weise als Ausgleich oder Hoffnungsschimmer. Im



Abb. 5: Europa-Allee im Europaviertel Frankfurt/Main (Foto: Epizentrum)



Abb. 6: Teil der HafenCity Hamburg (Foto: Uwe Altröck)

Gegenteil: die meisten Leute gehen nicht mal hin, sondern sagen: Was soll ich da? Und das ist in Frankfurt nur ein Viertel unter vielen, in denen faktisch die Stadt der Zukunft entsteht, ob wir das mögen oder nicht. Hier in Berlin ist es ähnlich. Im Quartier nördlich des Hauptbahnhofs – ebenfalls Europaviertel genannt – bauen ja auch einige hervorragende Büros, aber wenn ich Studierenden vorschlage, sich das mal kritisch anzuschauen, sagen die: Nö, das interessiert mich nicht – fast wie Laien. Oder wenn man sich mit Kollegen unterhält, dann fokussieren die auf einige wenige Gebäude, behandeln den Kontext aber wie eine Art Naturkatastrophe, über die es eigentlich nicht viel zu sagen gibt.

PR: Die Berliner Senatsbaudirektorin Regula Lüscher (→ Interview in diesem Band) hat uns berichtet, wie sie mit den Bauherren gerungen hat, um einerseits bestimmte energetische Standards, andererseits aber auch ästhetisch ansprechende Fassaden hinzubekommen. In einem anderen Zusammenhang sagte mal einer der Architekten, mit der Entscheidung über das Grundstücksgeschäft sei ohnehin alles vorbei gewesen. Da habe man sich bemühen können, wie man wollte, es sei schon alles verloren gewesen.

RR: *Vielleicht stimmt das ja auch, das kann ich nicht beurteilen. Aber wenn es stimmt, müsste man mehr darüber reden. Ich finde bemerkenswert, dass es selbst im Fall der HafenCity Hamburg, wo vieles gut oder sogar vergleichsweise sehr gut gelaufen ist, wirklich schwierig ist, ein ernsthaftes kritisches Interesse bei Studierenden zu wecken. Ich war zwei- oder dreimal dort auf Exkursion, und es ist kaum gelungen, in eine produktive Diskussion über Architektur und Städtebau einzutreten oder gar so etwas wie Begeisterung oder Leidenschaft zu wecken. Ich habe den Eindruck, da kapitulieren viele und sagen, das geht mich eigentlich nichts an, da hat die Architektur gar keinen Einfluss mehr.*

PR: *Ist es eigentlich auch so, dass sich die Absolventinnen und Absolventen, die es jetzt so schwer haben, ästhetisch von der Vorgängergeneration abgrenzen müssen? In der Stadtforschung ist es so: Manche Themen sind durch, dann muss man Themen neu besetzen, damit man selbst Aufmerksamkeit bekommt. Hängt es auch damit zusammen?*

RR: *Selbstverständlich, das spielt eine ganz große Rolle. Dafür ist die Postmoderne eigentlich eines der schönsten Beispiele. Sie war ja damals auch angetreten, um die Fehler und Probleme der Moderne, die wir eben schon angesprochen haben, zu überwinden. Von Charles Jencks gab es die sogenannte Dual-Coding-Theorie, also die Behauptung, dass es der Postmoderne gelingen könnte, auf eine Art und Weise mit ästhetischen Elementen zu arbeiten, die einerseits auf einer sehr distinguierten Ebene für die Architekten reizvoll sind, weil sie z.B. mit der Architekturgeschichte spielen und Bezüge konstruieren, die interessant für den Connaisseur sind, die zugleich aber auch lesbar sind für die normale Bevölkerung, weil sie auf traditionellen Formen aufbauen. Das hat aber nie funktioniert. Dazu gibt es sogar ein paar empirische Studien, die zeigen, dass auch hier die Bewertung durch Experten und Laien deutlich auseinanderklafft. Es ließ sich nicht einmal die Unterscheidung zwischen modern und postmodern, die in der Fachwelt ja zeitweise eine gewaltige Virulenz hatte, empirisch reproduzieren.*

Wenn man über Ästhetik und ästhetische Wahrnehmung spricht, dann kommt man um Bourdieu meines Erachtens nicht herum, also um die feinen Unterschiede und Distinkti-

ongewinne usw. Das spielt natürlich auch in der Architekturdiskussion eine große Rolle. Es geht immer darum, dem Ganzen irgendwie einen eigenen Twist zu geben oder gegen die Regeln zu spielen, aber auf eine Art und Weise, dass der Kenner mit der Zunge schnalzt. Diese Mechanismen sind nach wie vor sehr wichtig und gültig und haben in Architektur und Städtebau deutlich problematischere Konsequenzen als z. B. in der bildenden Kunst oder der Musik, einfach deswegen, weil sie keine reinen Künste sind, die man sich im Museum anguckt, sondern Teil unserer Lebenswelt. Das ist das Grunddilemma von Architektur und Städtebau, dass sie viel gravierendere Konsequenzen haben und deswegen ihr Verhältnis zur Öffentlichkeit ein anderes sein muss als das von Avantgarde-Filmern oder Medienkünstlern.

PR: Daran anknüpfend: In der bildenden Kunst sieht man ja starke Weiterentwicklungen im Rezeptionsverhalten von vielen Laien. Der Impressionismus ist unter Claude Monet eine Provokation gewesen, inzwischen ist er absoluter Kanon, und beim Expressionismus könnte man das auch sagen. Wenn man in die bildende Kunst der Nachkriegszeit geht, ist, glaube ich, bei vielen Rezipienten, die im Alltag nichts mit Kunst am Hut haben, dennoch die Anerkennung da, dass man das darf und das irgendwie auch cool oder interessant sein könnte. Wenn man bei den Architekten davon ausgeht, dass man immer avantgardistisch sein darf, weil man ja vorne weg gehen muss und die anderen dann schon nachkommen, dann ist beobachtbar, dass die anderen ein Stück weit nachkommen, was z. B. die Kanonisierung von Bauhaus-Formen betrifft, aber in Bezug auf Stadt und Raum ist da anscheinend doch irgendwo eine Grenze. Wir sprachen ja vorhin über Details und stabile Ansprüche, wie man sich Stadt oder vielleicht sogar Fassaden vorstellt, dass man die Leute nicht beliebig durch Provokation in eine Weiterentwicklung hineinbekommt. Das führt wieder zurück auf die Frage: was ist da eben gelernt oder wodurch entsteht das? Inwieweit hältst du es überhaupt für möglich – abgesehen von sinnvoll, das ist eine andere Frage –, dass so ein Rezeptionsverhalten sich ständig weiterentwickelt?

RR: Ein Stück weit halte ich das schon für möglich, aber ich glaube, der Unterschied zur bildenden Kunst ist genau der, den ich eben genannt habe. Architektur funktioniert in vielerlei Hinsicht anders als Malerei, nämlich erstens wegen ihrer Unentrinnbarkeit, und zweitens, weil sich nur sehr wenige Leute explizit für Architektur interessieren. Das ist wirklich erstaunlich. Der Großteil der Menschen, wenn man sie auf der Straße fragte, würde sagen, Architektur interessiert mich nicht. Die Kunst-Biennale in Venedig hat meines Wissens etwa fünfmal so viele Besucher wie die Architektur-Biennale. Die Architektur-Biennale funktioniert als reine Fachausstellung. In die Kunst-Biennale gehen durchaus auch Laien. Was erstaunen mag, denn zeitgenössische Kunst kann ja schon auch sehr anstrengend sein und fordert viel vom Rezipienten. Trotzdem ist sie im Museum oder in Ausstellungen ganz anders zu rezipieren als Architektur, nämlich sozusagen im Freizeitmodus. Ich kann als Rezipient jederzeit selbst bestimmen, was ich mir anschauen möchte oder nicht. Es hat nur soviel mit mir zu tun, wie ich zulassen möchte. Außerdem ist das Angebot so groß, dass jeder irgendetwas findet, was er mag, und frei ist, den Rest zu ignorieren oder zu kritisieren. Auch wenn die Künstler das sicher nicht gerne hören:

Kunst ist heutzutage einfach sehr gut konsumierbar. Architektur ist das aus den oben genannten Gründen nicht. Deshalb eignet sich Kunst auch besser als bildungsbürgerliche Freizeitbeschäftigung. Und deswegen ist auch das allgemeine Bildungsniveau höher bzgl. der Kunst als bzgl. der Architektur. Deswegen ist auch Van Gogh erheblich beliebter als Walter Gropius. Und um auf die Gewöhnung an Avantgarde und Provokation zurückzukommen: Während Impressionismus, Expressionismus und Kubismus heutzutage wirklich niemanden mehr schockieren, ist Dessau-Törten keineswegs in den Herzen aller Menschen angekommen. Und unter den Bewunderern von La Tourette oder Ronchamp ist der Anteil der Architekten noch immer viel höher als jener der Künstler in einer Jackson Pollock-Ausstellung. In der Architektur funktioniert der Mechanismus, was einst Avantgarde war, ist vierzig Jahre später hochgeschätztes Kulturgut, nur sehr eingeschränkt.

PR: Du hast anfangs gesagt, komplexe Städte wie Berlin lernt man erst über Monate kennen, und man weiß gar nicht, worüber man redet, wenn man sagt, sie sind schön. Andererseits sagtest Du, es bilden sich beim Hingucken auf Architektur ganz schnell intuitive Urteile, sogar bei den Fachleuten. Meine Beobachtung ist, dass das bei vielen Besuchern von Städten – nicht nur Touristen – sehr intuitiv geht, wenn die Stadt nicht zu komplex ist. Man fährt hinein und hat eine Vorstellung davon, wie eine Stadt gelesen wird: Innenstadt, Ringstraße, Hauptstraße ergeben sehr schnell ein Bild. Das ist vielleicht unfair, aber vielleicht auch insofern doch nicht unfair, weil das ja, wenn man sich länger in der Stadt bewegen würde, auch immer wieder die Orientierungspunkte wären, die einem wichtig sind. Ob dann da irgendwo noch ein schönes Villengebiet ist, ist vielleicht für die Alltagswahrnehmung eher nebensächlich, auch wenn man, um der Stadt gerecht zu werden, natürlich auch konzederen müsste, dass auch das Villengebiet schön ist.

Wenn ich mit Leuten über Kassel spreche, dann gibt es immer wieder Ablehnung zu Kassel, im Kontrast dazu aber ein großes Einverständnis mit Göttingen. Viele Leute erzählen, dass sie in Göttingen nicht mehr leben wollten, weil es da so „tot“ und „langweilig“ war, und dann sind sie nach Kassel gezogen, denn das ist die interessantere Stadt. Daran wird deutlich, dass natürlich nicht nur das ästhetische Empfinden wichtig ist für eine Stadt. Nichtsdestotrotz stellt die Einsicht, dass man in Kassel besser wohnen kann als in Göttingen, nicht in Frage, dass das Erscheinungsbild von Göttingen besser gefällt als Kassel. Diese intuitive Wahrnehmung macht sich an ein paar Schlüsselthemen fest, und ich würde gerne nochmal darauf eingehen, welche Bedeutung die nun eigentlich haben: halbwegs harmonische intakte Stadträume, sicher auch historische Substanz, hinreichend prächtige und nicht nur vom Auto dominierte Hauptstraßen, also der Boulevard im Gegensatz zur Stadtautobahn – wenn man das vorfindet, fühlt man sich tendenziell wohler. Ist das etwas, was Orientierung geben sollte für Stadtplanung?

RR: *Ich glaube auch, für die flüchtige Stadtwahrnehmung, den touristischen Blick, gibt es relativ konsensfähige Grundlagen oder so eine Art Prototyp der schönen Stadt. Natürlich gibt es auch Abweichungen, aber im Kern bedeutet die schöne Stadt für die meisten Deutschen einen mittelalterlichen Grundriss, am besten mit noch vorhandener*

oder zumindest ablesbarer Stadtmauer, gewundenen Gässchen und einer Bebauung, die in Höhe und Proportion einigermaßen einheitlich ist, einige Plätze, wo man sich hinsetzen kann – dann werden die meisten Leute sagen, das ist eine schöne Stadt. Die Abweichungen davon, vor allen Dingen die Überbleibsel der verkehrsgerechten Stadtplanung, werden von den meisten Leute intuitiv nicht als schön empfunden. Kassel ist da ja ein wunderbares Beispiel. Mit zunehmender Vertrautheit mit einer Stadt oder wenn man sie nutzt, dann gibt es sicherlich Abweichungen davon, so dass auch so etwas wie eine Hochstraße bei dem einen oder anderen als positiver Aspekt gelesen werden kann. Aber das gilt nicht für jemandem, der sich flüchtig und von außen seinen ersten Eindruck bildet. Kaum jemand wird sagen, das Tolle an Kassel sei, dass man da eine vierspurige Straße und ein Autobahnkreuz hat oder bestimmte Maßstabssprünge, ein etwas ungestaltetes Kaufhaus oder Parkhausarchitektur neben den drei übriggebliebenen Fachwerkhäusern. Da wird man kaum jemanden finden außerhalb von Avantgarde-Kreisen, die gerne Fotos von skurrilen Situationen machen. Die Frage ist: Je weiter man von dieser mittelalterlichen Stadt abgeht, welche anderen Typologien von Städten können einen ähnlichen Status erreichen? Ein Beispiel wäre die gründerzeitliche Bebauung. Ich selbst komme gebürtig aus Wiesbaden. Abgesehen vom mittelalterlichen Stadtkern, der recht klein ist, ist es eine überwiegend wilhelminische Stadt, die aber tatsächlich noch in ihrer Einheitlichkeit erlebbar ist. Ich glaube, da würden auch die meisten Leute sagen, das ist schön. Da gibt es z. B. den sogenannten ersten Ring, ähnlich wie in Wien die Ringstraße, große herrschaftliche Stadthäuser und in der Mitte trotz der vier Spuren für die Autos einen alten Baumbewuchs. Ich glaube, das finden die meisten Leute intuitiv schön, und wenn man dann in die Seitenstraßen geht und Viertel hat, die noch relativ einheitlich sind, dann erfüllt das solche Erwartungen wahrscheinlich auch.

Im Fall der Karl-Marx-Allee wird es schon etwas spezieller. Aber ich könnte mir vorstellen, dass sich noch viele Leute darauf einlassen würden. Da kommen dann aber natürlich auch gleich der Entstehungskontext und die Bindung an die Diktatur usw. ins Spiel, das macht es schon schwieriger. Man kann sagen, eigentlich finde ich so eine große Achse toll, fast wie in Paris, aber natürlich nimmt man auch irgendwie wahr, dass die Türme und diese sehr symmetrische Anlage auch noch was Anderes haben. Solche Bedenken würde man wiederum bei einem mittelalterlichen Stadtkern nie finden, dass Leute hingehen und sich sagen, dass dort damals die Fäkalien auf der Straße lagen, und hier war der Hinrichtungsort usw. Ich glaube, das ist aus der ästhetischen Wahrnehmung tatsächlich herausgerutscht.

PR: Wir haben vorhin von den Europavierteln gesprochen. Was heißt es denn für die heutige Stadtplanung, wenn man weiß, dass es so ein gewisses Wohlfühlen mit bestimmten Bildern gibt. Wir brauchen jetzt nicht der mittelalterlichen Stadt nachzustreben, sie wird immer ein Sonderfall bleiben, sie wird immer unumstritten sein, sie wird nie flächenhaft groß sein – Stichwort Frankfurter Altstadt – und ist damit ein absolutes Sonderthema. In vielen Alltagssituationen müssen sich Planerinnen und Planer aber trotzdem irgendwie positionieren. Nehmen wir so etwas wie Rietberg oder Europaviertel: Planung muss hier eine Orientierung haben, die sich außer mit der Funktionsfähigkeit auch mit ästhetischer Wahrnehmung auseinandersetzt.

Was kann man aus solchen Erfahrungen ableiten? Ein Beispiel: In Kassel gibt es seit einer Weile den Versuch des Stadtbaurats, eine Baukulturbewegung auf den Weg zu bringen. Ein Ergebnis ist eine Charta für Baukultur, die von der Stadtverordnetenversammlung beschlossen wurde. Daran haben viele Fachleute mitgeschrieben. Weil Kassel so eine schwierige Stadt ist, gibt es ein Unterkapitel „Kassel und seine Brüche“ – nach dem Motto, wir haben diese Brüche und wollen damit einen differenzierten Umgang pflegen; deswegen kann man sie nicht verdecken, sondern baukulturell angemessen ist es, mit ihnen pflegend und sensibilisierend umzugehen. So eine Art von vielleicht nicht Harmonisierung des Bildes, aber von Stadtreparatur zu betreiben, wirft Schwierigkeiten auf. Was mache ich in so einer komplizierten Situation?

RR: Wenn ich das wüsste... Das ist ja eine mehrschichtige Diskussion. Ein Punkt ist, dass man zwischen unmittelbarem Zentrum und Wohnvierteln stark unterscheiden muss. Wie man mit dem Zentrum umgeht, da würde ich wiederholen, was ich über die neue Frankfurter Altstadt gesagt habe. Das wäre im Prinzip ein klassischer Fall von Stadtreparatur. Ich glaube, dass das ziemlich erfolgreich sein wird, und ob es mir persönlich jetzt hundertprozentig gefällt oder nicht, spielt dann nicht so eine Rolle. Ich halte das für einen legitimen Weg, in beschränktem Umfang auf diese Weise mit Stadt umzugehen. Den Frankfurtern ist teilweise vorgeworfen worden, dass sie ihre Brüche überkleistern, die Kasseler sagen nun, sie wollen sensibler damit umgehen. Mal schauen, was dabei herauskommt. Brüche zu erhalten, ist in Teilen sinnvoll, aber ob es geht und wie es geht und welche Brüche erhalten werden und welche nicht, das sind Fragen, die nur im Einzelfall entschieden werden können. Die Schwierigkeit liegt meines Erachtens darin, dass unterschiedliche Personen und Personengruppen ganz unterschiedlich von den jeweiligen Entscheidungen betroffen sind, also Eigentümer und Anwohner müssen z.B. manchmal ganz konkrete Nachteile ertragen, die aus „akademischen“ Überlegungen resultieren, deren Urheber selbst überhaupt nicht betroffen sind. Es geht also um Gerechtigkeitsfragen auf mehreren Ebenen. Deshalb würde ich die Aushandlungsprozesse selber auch als einen ganz wichtigen Aspekt der Planung betrachten. Auch an dieser Stelle würde ich noch einmal das Beispiel „Neue Altstadt Frankfurt“ heranziehen. Ich hatte den Eindruck, dass die Diskussionen hier zum Teil sehr differenziert geführt wurden und einen ungewöhnlich großen Teil der Öffentlichkeit erreicht haben. Und selbst wenn ich heute touristische Führungen durch die Altstadt anschau, dann wird sogar dort keineswegs der Eindruck vermittelt, die Altstadt entspräche dem, was dort schon immer war, sondern es werden durchaus Aspekte der komplexen Überlagerung historischer Schichten und auch Konflikte und Brüche angesprochen.

Eine Riesenrolle spielt der Umgang mit der Verkehrsinfrastruktur, denn sie hat die größten Brüche hervorgerufen und hat auf die Stadtwahrnehmung wahrscheinlich letztlich viel mehr Einfluss als die Fassadengestaltung. Trotzdem steht sie bei den Diskussionen um Stadtreparatur häufig gar nicht zur Disposition, weil sie rein utilitaristisch diskutiert wird. Das ist wieder ein anderes Thema, das man ausführlicher diskutieren müsste. Zusammenfassend halte ich in Innenstadtbereichen moderate Formen der Stadtreparatur, vor allem in Hinsicht auf Maßstäblichkeit, Wegführungen usw., für legitim und glaube, dass man sich keinen Gefallen tut, wenn man hier zuviel Rücksicht auf Brüche

nimmt. Meine Hauptempfehlung wäre wohl, verhärtete Frontstellungen mit stark moralischer Aufladung zu vermeiden. Eine produktive, hochwertige Stadtentwicklung erfordert die Bündelung vieler Kräfte. Ich glaube, dass durch Überakzentuierungen und gegenseitige Diffamierungen, die es z.B. in Frankfurt auf beiden Seiten gab, letztlich das Gegenteil von dem erreicht wird, was eigentlich intendiert ist.

Ich finde in diesem Zusammenhang zwei grundsätzliche Aspekte wichtig. Erstens: die Experten haben aufgrund ihres massiven Wissensvorsprungs eine andere Verantwortung, sich auf den Laienstandpunkt einzustellen, als umgekehrt; Laien können die Expertenperspektive per definitionem nicht antizipieren. Der Experte ist in der stärkeren Position, auch wenn er das manchmal nicht so empfinden mag. Er muss die Laien zu überzeugen versuchen und darf nicht diffamierend arbeiten oder sein Fachwissen zur Einschüchterung benutzen. Zweitens: Alles oben Gesagte gilt erstmal nur für innerstädtische Bereiche. Zu der Frage, wie man mit neu zu bauenden Wohnvierteln umgeht oder mit solchen Quartieren wie dem Europaviertel, die ja eigentlich Mischgebiete sind und im Prinzip Teile einer Innenstadt werden sollten, habe ich den Eindruck, da sind Architekten und Stadtplaner im Augenblick ziemlich ratlos und haben keine Konzepte. Ich auch nicht.

Man könnte ja auf die Stadtneugründungen aus der Vergangenheit gucken. Ein Beispiel in der nordrhein-westfälischen Diskussion ist Marl, inzwischen 50 oder 60 Jahre alt. Marl ist eine interessante Stadt mit sehr viel Grün im Zentrum, viel Kunst im öffentlichen Raum, nicht groß, um die 80.000 Einwohner. Das Rathaus ist von Johan Hendrik van den Broek und Jacob Berend Bakema, damals so etwas wie Architekturstars. Es gibt auch andere Bauten herausragender Architekten, z. B. von Hans Scharoun. Das ist alles überhaupt nicht schlecht gemacht, muss man sagen. Aber ich glaube, wenn man das nun nach 60 Jahren als Gegenmodell nimmt oder sagt, so können wir neue Städte gründen, so könnten die aussehen, wird man wahrscheinlich sagen müssen, es ist gescheitert, wenn auch nicht auf ganzer Linie. Man fühlt sich da nicht intuitiv unwohl, aber die meisten Leute werden wohl dennoch nicht mit dem gleichen positiven Gefühl wieder nach Hause fahren, wie sie aus Göttingen nach Hause fahren.

Und so könnte man jetzt weiter fragen: Wo ist es denn gelungen, dass eine Stadtneugründung oder eine Innenstadt gewachsen ist auf eine Art und Weise, dass man das nach 30 Jahren genauso toll findet wie den gründerzeitlichen Ring der Stadt? Da fällt einem nicht so viel ein, auch international gesehen nicht. Ob die Stadtneugründungen in England, die der Prince of Wales initiiert hat, wo versucht wurde, ähnlich dem New Urbanism tatsächlich eine mittelalterliche Struktur äußerst moderat nachzuplanen, so richtig erfolgreich sind, wage ich allerdings ebenso zu bezweifeln. Ein großes Problem in diesem Zusammenhang ist, dass es fast keine Empirie zu diesen Themen gibt. Die ganzen städtebaulichen Experimente der letzten hundert Jahre sind, vereinfacht gesagt, nie systematisch ausgewertet worden. Weswegen die Frage, ob Marl gescheitert ist oder nicht, oder was wir davon für die Zukunft lernen können, fast umgehend zu ideologisch aufgeladenen und relativ unproduktiven Diskussionen führt.

Stadt muss natürlich auch wachsen. Eigentlich kann man erst in 20 bis 30 Jahren ein halbwegs verlässliches Urteil darüber fällen, ob es funktioniert hat oder nicht, das darf man nie vergessen. Ich persönlich hatte einen Aha-Effekt, als ich ein Buch eines französischen Autors las, der im Jahr 1905 hier durch Berlin gelaufen ist und seine Eindrücke

beschrieben hat. Er schildert diese ganzen heute so beliebten Gebiete am Prenzlauer Berg als herz- und gefühllose preußische Kasernenarchitektur: alles sieht gleich aus, es läuft einem eiskalt den Rücken hinunter, wenn man die Prenzlauer Allee entlang geht, man sieht die Pickelhauben auf den Dächern sozusagen. Das fand ich total interessant. Heute hat man ja eher das Unwohlsein, dass einem alles viel zu idyllisch ist. Auch Friedrichshain ist ja ein extrem rational geplanter und hergestellter Bezirk, der in unglaublich kurzer Zeit entstanden ist und bei dem es um alles andere als um Schönheit ging. Und auch von den Haussmannschen „Grand Boulevards“ in Paris war natürlich nicht jeder von Anfang an begeistert. Aber heißt das umgekehrt, dass alles, was wir heute bauen, in fünfzig Jahren geschätzt werden wird, dass Gewöhnung also der einzige Faktor ist, der unser Schönheitsempfinden erklärt? Wohl kaum.

PR: Ich glaube, es hat auch mit Identität – lesbarer Identität – und Aneignung zu tun. Deshalb kann es keine Lösung für ganze Stadterweiterungen geben, aber an einigen Stellen dann doch; dann reizt entweder der Widerspruch oder die Übereinstimmung, aber man kann sich daran reiben. Ein Beispiel ist die Seestadt Aspern in Wien. Sie ist wahnsinnig durchdacht, aber wenn man durchgeht, denkt man, vielleicht braucht es noch ein bisschen.

RR: Die Seestadt Aspern lag mir auch schon auf der Zunge, denn das ist genau so ein Fall. Da wird auch einiges richtig gemacht, da haben sich viele Leute ernsthaft Mühe gegeben. Trotzdem geht man durch und denkt, hoffentlich wird es noch was. Vor zehn Jahren hatte ich mal eine intensive Führung durch Wien durch einen befreundeten Wiener Fachjournalisten. Einen Tag lang waren wir mit dem Auto unterwegs und haben nacheinander alle großen Stadterweiterungsprojekte angeschaut Wienerberg-City, Donau-City, die Viertel um die Bahnhöfe herum. Gerade in dieser Massierung hatte das einen unheimlich deprimierenden Effekt auf mich. Es sind zum Teil sehr extravagante und ambitionierte Pläne, die durchaus auch auf die Schaffung von Identität abzielen, gerade auch mit architektonischen Mitteln. Da sind herausragende Büros beteiligt. Aber wenn man dann den dritten oder vierten Fall anschaut, möchte man irgendwie nicht mehr. Dann verliert man auch selbst die kritische Unterscheidungsfähigkeit. Das ist ähnlich wie das, was ich vorhin über die Studierenden in der HafenCity sagte. Ich war dort einmal an einem Stadtrundgang mit anschließender Diskussion mit „normalen Bürgern“ beteiligt, und während die Experten eher der Auffassung waren, dass das alles so ein bisschen zuviel ist, so im Sinne von „Sammlung architektonischer Eitelkeiten“ – hier krägt was aus, hier ist es rund, hier der Richard Meier, da der Ingenhoven –, gab es Stimmen aus der Bevölkerung, die sagten, sie störe vor allem die enorme Monotonie, denn es seien ja alles ungestaltete, graue Kästen. Das macht jetzt noch einmal ganz massiv die unterschiedliche ästhetische Wahrnehmung deutlich. Man steht davor und denkt: hier sind sechs Gebäude, und die unterscheiden sich eigentlich in allem, Anteil der Fensterfläche, Fassade, das eine ist eher High-Tech mit sichtbaren Stahlträgern, da dänischer Backstein in gelb, hier in Dunkelrot; lediglich die Kubatur ist ungefähr einheitlich. Man steht also davor und neben einem steht ein Nicht-Architekt, der sagt: alles grau und eintönig. Das hat viel mit der Art des Sehens und damit auch der Vermittlung zu tun. Wenn man dann wirklich einmal gemeinsam durchginge und sagen



Abb. 7: Blockinnenbereich in der Seestadt Aspern in Wien (Foto: Uwe Altröck)

würde, OK, jetzt achten wir mal hier und da drauf, ließe sich auch die Sicht der Laien ein bisschen beeinflussen, und die gestalterische Varianz würde an Bedeutung gewinnen. Ähnlich ist es z. B. mit Friedrichshain. Viele Leute kommen hierher und finden es super hier, hier passiert was, also ein buntes gemischtes tolles Viertel. Aber auch hier kommen Leute aus kleinstädtischen Kontexten und nicht freiwillig hin, und die sehen hier die graue feindselige Großstadt. Das ist ja auch begründet. Tatsächlich sind die meisten Fassaden zwar gründerzeitlich, aber das Dekor ist abgeschlagen, und letztlich sind sie genauso durchgerastert wie im Neubauquartier. Die Ergänzungen sind auch nicht immer sensibel. Die Warschauer Straße ist in dem Sinne ja beileibe keine schöne Straße. Das nimmt man nicht wahr, wenn man auf Erdgeschosebene und mit Lust, sich zu amüsieren, hier durchgeht, aber wenn man andere Erwartungen hat und dann hierher verpflanzt wird, dann ist es eigentlich immer noch das alte hässliche Berlin.

PR: Nochmal zur ersten Frage: Wie hältst Du es mit der Schönheit? Wenn es keine gute erste Frage ist, ist es vielleicht eine gute letzte?

RR: Indirekt habe ich das hoffentlich schon beantwortet. Einerseits bin ich der Frage ausgewichen, weil es für mich auch schwer ist, subjektiv zu sagen, welche Bedeutung Schönheit für mich hat. Ich bin in diesem ganzen Fachdiskurs sozialisiert worden und kann mir einen emphatischen Begriff von Schönheit – bezogen auf Stadt und Architektur – schlicht nicht erlauben bzw. ich habe ihn auch nicht mehr, weil es dafür eine gewisse Naivität des Blicks braucht, die mit der Zeit einfach abhandenkommt. Andererseits weiß ich auch, dass mir trotz dieser ganzen kognitiven Überformung natürlich manche Sachen besser und manche schlechter gefallen, und ich ertappe mich auch immer wieder

dabei, dass ich hin- und hergerissen bin. Manchmal sehe ich zeitgenössische Architektur leibhaftig oder auf Fotos und denke sofort, naja, das ist eine typische Architektenarchitektur, irgendwelche harten Schweizer Betonkisten, aber dann schwanke ich hin und her und merke, das gefällt mir auch. Ich sehe aber sofort, dass mir da Dinge gefallen, die mir vor allem deswegen gefallen, weil ich mich mittlerweile daran gewöhnt habe und wo ich sicher sagen könnte, die würden anderen Leuten nicht gefallen. Die gefallen mir, weil sie hart und klar sind. Und dann gibt es andere Dinge, wo bei mir Warnblinklichter angehen, weil ich denke, das ist eigentlich am Rande zum Kitsch, aber ich merke, ich finde es trotzdem irgendwie gut. In gewisser Hinsicht kann ich gar nicht ausschalten, dass Geschmack etwas ist, über das man sich als besonders gebildet zu erkennen gibt. Das habe ich seit meiner Jugend verinnerlicht, und zwar bezogen nicht nur auf Architektur, sondern auch auf Musik. Ich habe jahrelang nur Musik gehört, die eigentlich unerträglich ist, weil ich dachte, das ist wichtig, Musik zu hören, die richtig weh tut, die experimentell ist und Grenzen auslotet. Irgendwann erreicht man ein Stadium, wo man das plötzlich selber wieder ein bisschen kindisch findet, und dann darf eine Melodie auch mal schön und ohrenschmeichlerisch sein usw. – aber natürlich nicht Hitparade, natürlich nicht Ed Sheeran oder wer da gerade Wohlklang produziert. Man kommt aus solchen Doppelkodierungen und Distinktionsgeschichten auch nicht mehr raus. Man kann das nur mitreflektieren und zu berücksichtigen versuchen, dass es sich dabei eher um eine „deformation professionelle“ als um ein objektives Schönheitsurteil handelt.

PR: Ich habe mal gelesen, dass der Anteil der Studierenden, deren Eltern Akademiker sind, bei den Architekten mit am höchsten ist. Ich weiß nicht mehr, welche Fächer genau verglichen wurden. Vorhin habe ich mich deshalb auch zwischendurch gefragt, inwiefern das eigentlich eine Selektivität derjenigen hervorbringt, die überhaupt Architektur studieren und die dann vielleicht einen bestimmten Bildungsgeschmack schon mitbringen; ob das eine Rolle spielt oder überformt wird im Studium und dann am Ende doch alles in eine ähnliche Richtung geht, je nach Mode oder ähnlichem. Aber das kann man wahrscheinlich nicht beantworten.

RR: Man kann es nicht klar beantworten, aber das ist dennoch ein ganz wichtiger Aspekt in meiner eigenen Forschungsarbeit und in dem, was ich Studierenden beibringe. Es gibt aus den 1990er Jahren sehr interessante ethnografische und soziologische Untersuchungen zur Architekturausbildung und was eigentlich Expertise und Professionalisierung in der Architektur bedeuten, z.B. „The Story of Practice“ von Dana Cuff. Eine Untersuchung stammt noch aus postmodernen Zeiten, eine soziologische Untersuchung aus den USA von Magali Sarfatti Larson („Behind the Postmodern Façade“), wo sehr präzise gezeigt wird, wie der autonome und der heteronome Diskurs in der Architektur auseinanderklaffen. Architektur ist sozusagen die Disziplin, die am allermeisten zu einer akademischen Abspaltung führt. Es gibt einerseits den autonomen Architekturdiskurs, wo Architekten unter sich verhandeln und wo es sein kann, dass jemand wie Robert Venturi relativ früh seinen ersten Lehrstuhl bekommt, international bekannt wird und dann wenig später den Pritzker-Preis erhält, obwohl sein bauliches Oeuvre quantitativ eher schmal und qualitativ nur von der Fachwelt geschätzt wird. Autonomer Diskurs: Die Regeln des Dis-

kurses werden von einem engen fachlichen Zirkel bestimmt. Der heteronome Diskurs betrifft das Bauen. Das hat mit Geld und Macht zu tun, und die Leute, die das Geld haben, interessieren sich in der Regel nicht die Bohne für Architektur. Kaum ein Beruf ist in diesem Sinne abhängiger von der öffentlichen Meinung als die Architektur. Diese Spannung zwischen Autonomie und Heteronomie hat enorme Bedeutung für die Ausbildung, sie ist absolut konstitutiv für das Fach. Ich finde es wichtig, das schon früh mit den Studierenden zu diskutieren. Sonst besteht die Gefahr, dass die Hochschule zu einer autonomen Scheinwelt wird und die Studierenden auf die weitgehend heteronomen Zumutungen der Praxis nicht vorbereitet sind.

PR: Vielen Dank für das Gespräch!